



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

B l ä t t e r

für

literarische Unterhaltung.

J a h r g a n g 1857.

Erster Band.

J a n u a r b i s J u n i.

(Enthaltend: Nr. 1—26.)

Leipzig:

J. A. Brodhau s.

1857.

Inhalt: August Kopisch. Von Hermann Wagggraf. — Romanliteratur. — Zur Kirchenbaukunst. — Theodor von Rüstner und die dramatischen Autoren. — Notizen. — Bibliographie. — Anzeigen.

August Kopisch.

Gesammelte Werke von August Kopisch. Geordnet und herausgegeben von Freundes Hand. Fünf Bände. Berlin, Weidmann. 1856. Gr. 16. 2 Bdr. 20 Rgr.

In der „Saturday review“ fanden wir jüngst folgende Bemerkung:

Es ist eine jetzt ganz gewöhnliche Wahrnehmung, die daher auch in der nächsten Ausgabe von Tupper's „Proverbial philosophy“ berücksichtigt werden sollte, daß, wenn ein Mann den Ruf erwirbt, irgendetwas in ausgezeichneter oder doch eigenthümlicher Weise auszuführen, die Welt ihn sofort für unfähig hält, sich in einer andern Gattung gleich gut zu behaupten, ja auch nur eine andere Art Behandlung anzuwenden. Wie mit Menschen, so verhält es sich in dieser Hinsicht auch mit den Nationen. Die Engländer wußten ihre Schiffe gut zu steuern, sie sollten daher nicht gut zu Lande Krieg führen können. Die Franzosen zeichneten sich in der eleganten Gattung des Wises aus, mithin sollten sie eines ernstern Gedankens nicht fähig sein. Die Deutschen standen obenan als Compileratoren und Commentatoren, mithin mochte kein Vernünftiger glauben, daß bei ihnen von originellem Witz und Humor irgend die Rede sein könne. Unsere indischen Feldzüge und die Erscheinung von ein paar Männern wie Guizot und Cousin, Goethe, Heine und Jean Paul haben den vulgären Glauben an jene Folgerungen doch etwas erschüttert.

Diese Bemerkung, die wir nicht praktischer und schlagender in Worte zu fassen wußten, als dies in der „Saturday review“ geschah, traf zufällig und gleichzeitig mit einer Wahrnehmung zusammen, die sich uns bei der Lectüre der „Gesammelten Werke“ von August Kopisch aufdrängte. Kopisch hat sich in einem Genre ausgezeichnet, in welchem er allerdings einzig dasteht, in einer gewissen schalkhaften Gattung des Liedes, besonders des Trinkliedes, und im grotesk-humoristischen Balladengenre, in allerlei Drolligkeiten aus dem Bereich des Volkswises und dem Treiben der kleinen gutmüthigen oder spottlustigen Geister, die dem Menschen bald in unelgenmäßigster Weise Handdienste aller Art leisten, bald, wenn man sie reizt oder durch Undankbarkeit kränkt, ihm ärgerliche Poffen spielen und recht garstigen Schabernack anthun. Für dieses Genre hatte er sich eine ganz eigene sprachliche und rhythmische Behandlungsweise erkunden. Welt er aber auf diesem Gebiete so Ausgezeichnetes lei-

stete, hatte man wenig Vertrauen zu seinen Arbeiten ernstlicher Gattung; sie sind bisher, obgleich sie an Zahl seine spaßhaften Dichtungen überwiegen, kaum beachtet worden. Allerdings hatte seine Production ernstern Inhalts ihre ziemlich engen Grenzen, wie später nachgewiesen werden soll, und nicht eben häufig erreichte er auf diesem Gebiete die Rundung und Vollendung, die man so vielen seiner drolligen Dichtungen zuerkennen muß; aber er hat auch in der ernstern Dichtung in einer gewissen beschränkten Sphäre manches Treffliche geleistet, das mit Unrecht bisher überschen worden ist, und er würde noch Besseres auf diesem Gebiete geleistet haben, wenn ihn die ihm in dieser Hinsicht bewiesene Gleichgültigkeit nicht unsicher und muthlos gemacht hätte. Kopisch selbst, als ihm wieder einmal eine der vielen rühmenden Recensionen über seine scherzhaften und neckischen Gedichte vor Augen kam, brach noch kurz vor seinem Ableben in die Klage aus: „Es ist mir doch recht schmerzlich, daß die Welt gar nicht meine ernstern Dichtungen beachten und verstehen will.“

Woher dies rührte, hat uns die „Saturday review“, ohne dabei freilich an Kopisch zu denken, mit wenigen, aber treffenden Worten erklärt. Es liegt dies an dem weitverbreiteten Vorurtheil, daß, wer in dem einen Genre stark sei, nothwendig in dem andern schwach sein müsse. Das Beispiel des Cervantes und Shakespears, die gleich vortrefflich im Ernsten wie im Komischen waren, Goethe's, der neben seinen erhabenen Dichtungen den „Fahrmart von Plundersweilern“ u. s. w., Jean Paul's, der neben dem „Titan“ und „Hesperus“ auch „Kasenbergers Badereise“ schrieb, Lichtenberg's, dem seine gelehrten Arbeiten noch Stimmung und Muße genug ließen, auch allerlei humoristischen Schnickschnack zu verfassen, der keineswegs zu den schlechtesten Proben deutschen Wises gehört: alle diese Beispiele können gegen das oben bezeichnete, in unserer Zeit mehr als je verbreitete Vorurtheil nicht aufkommen. Ein komisches Product von einem Autor, der bisher im ernstern Fache vielleicht Gutes geleistet, erweckt keinen Glauben an sich; man verwirft und verurtheilt es von vornherein, ohne es auch



nur gelesen zu haben, oder man liest es mit einer Voreingenommenheit, mit einer Zweifelsucht, ja mit einer Bitterkeit, die jeden Genuß daran nothwendig zerstören muß. Der Glaube macht allein selig, auf dem Gebiete der Literatur wie der Religion, und wer jetzt durchbringen will, muß die Kunst verstehen, Glauben an sich zu erwecken oder ihn durch Andere erwecken zu lassen. Glaubt man erst an einen Autor, so findet man auch an ihm Alles schön, vortrefflich oder erhaben, geistreich, pikant oder witzig. Als Heine's „Reisebilder“ zuerst aufstauhten, gab es Leute genug, welche in ihnen, die gleich in das deutsche Herz treffenden Gedichte und reintroischen Stellen abgerechnet, nur ein Sammelurium ziemlich flacher und roher Studentenwize oder eine schwächliche Nachahmung Jean Paul's erkennen wollten, die aber, als erst der unbedingtste Glaube an Heine erweckt war, bei der Wiederlectüre Alles was man verlangte, und noch etwas mehr darin fanden. Ähnlich verhält es sich, wenn ein bisher im Komischen bewährter Autor es unternimmt, plötzlich mit einer Production ernster Art aufzutreten. Wir leben jetzt überhaupt in der Ära der Specialpoesie, der Specialitäten überhaupt. Es gibt kein Publicum von allgemein poetischer Stimmung, sondern ein Publicum für die Lyrik, ein anderes für den Roman, eins für das Seriöse, eins für das Komische. Die ständische Poesie ist in Schwung gekommen. Wie man früher Salonromane schrieb, schreibt man jetzt zur Abwechslung Dorfgeschichten oder commerciale Romane. Das Schlimme dabei ist nur, daß, wer Dorfgeschichten u. s. w. schreibt, diese ewig schreiben muß; tritt er aus diesem Kreise heraus, so ist er verloren, weil er das Publicum, das er sich angeschrieben hat, darüber einbüßt und sich ein neues zu gewinnen und großzuziehen schwierig und höchst problematisch ist. Am schlimmsten sind unter diesen Umständen die vielseitig Begabten daran, die bald in der Lyrik, bald im Drama, bald im Roman, bald in der Kritik debütiren, und noch schlimmer diejenigen, die außerdem noch eine Neigung zu ironischer und humoristischer Auffassung haben und in Anbetracht, daß unsere Zeit hierzu gerade genug Handhaben bietet, auch dieser Seite ihrer Natur genügen möchten.

Doch wir kehren zu Kopisch zurück und beschäftigen uns zuvörderst mit des Dichters Biographie, die sich am Schlusse des fünften Bandes befindet. Ein Freund des Verstorbenen, der Professor Karl Böttcher, hat sie entworfen, aber sie ist mehr eine bloße Skizze als ein ausgeführtes Lebensbild. Wir erfahren erst gegen Ende dieser biographischen Notiz, daß August Kopisch in Breslau am 26. Mai 1799 geboren ist, daß sein Vater Kaufmann war und daß er das damals unter Manso's Leitung stehende Maria-Magdalenen-Gymnasium bis zur Prima besuchte, ohne jedoch die Abiturientenprüfung zu absolviren. Vielleicht kann man, in Rücksicht auf das Naturell und die Anlagen des Dichters, einen nicht gering anzuschlagenden Vortheil darin erblicken, daß Kopisch die Sprachen und Dichter des Alterthums (obchon er es im Griechischen, nach einem spätern eigenen Er-

ständniß, nicht sehr weit gebracht zu haben scheint) bis zu einem gewissen Grade und in einem für ihn hinreichenden Umfange kennenlernte, ohne die Studien auf diesem Gebiete soweit fortzusetzen, daß der bessere Theil seines Selbst dadurch Schaden erlitten hätte. Diesen bessern Theil seines Ich erkennen wir in einer gewissen Frische und Ursprünglichkeit, in einem weltkühnlichen Element, zu dessen Erhaltung und Ausbildung ein gewisses autodidaktisches Treiben und der Verkehr mit allerlei Volk, statt mit Universitätsgenossen, Collegienheften und gelehrten Büchern, wenn nicht nothwendig, doch wenigstens sehr ersprießlich und förderlich zu sein scheint. Auch werden wir später sehen, daß ihm die Versuchung, die alten griechischen Dichter nach ihrer formellen Seite zu überschätzen und ängstlich nachzuahmen, mehrmals nur allzu nahe trat, und daß ihn vielleicht nur die Ungebundenheit seiner Lebensstellung davor bewahrte, den eigenthümlichen Gehalt seiner poetischen Natur in falscher, ihm nicht eigenartiger Richtung zu verthun.

Kopisch wandte sich der Malerei zu, worauf, wie sein Biograph bemerkt, der Zeichenlehrer des Maria-Magdalenen-Gymnasiums, Kaller, und der Bildhauer Rattersberger an der Baugewerkschule nicht ohne Einfluß gewesen sein mögen. Letzterer wurde von Kopisch auch später noch als höchst verständiger Lehrer gerühmt. Zumeist bestimmte ihn aber wol zu diesem Entschlus der ihm angeborene feine Sinn für landschaftliche Reize. Er begann seine praktischen Kunststudien in Dresden und setzte sie an den Kunstakademien in Prag und Wien fort. Epochenmachend war für ihn sein Aufenthalt in Italien, dem Lande seiner Sehnsucht, das er freilich zu früh besuchte, um davon für seine Ausbildung als Künstler den rechten Vortheil zu ziehen. Kopisch hatte noch keine genügende Vorschule durchgemacht, und so behielten seine Versuche im landschaftlichen Genre immer etwas Dilettantisches, Grellbuntes und Unfertiges, obchon er recht frappante Licht- und Farbeffecte wirksam wiedergeben wußte. Indes liegt uns hier eine Kritik seiner Leistungen als Maler fern; wir haben es nur mit dem Dichter und Schriftsteller zu thun. Für die Ausbildung seiner poetischen Anlagen und Anschauungen erwachsen ihm aus seinem Aufenthalt in Italien die unschätzbarsten Vortheile. Was an künstlerischem Talent und an metrischer Auffassungsgabe in ihm vorhanden war, kam ihm nun auf diesem Gebiete zugute, spielte aber fortan nur eine secundäre Rolle. Hauptsächlich fesselte ihn Neapel mit seinen Umgebungen. Er verweilte hier nicht weniger als fünf Jahre und lebte sich ganz in die Zustände und Eigenthümlichkeiten, selbst in die Ausdrucksweise des Volks ein, sodas, wie man verifiziert, Kopisch damals in Neapel eines sehr populären Rufes sich erfreute. Daß er Neapel vor Rom und andern italienischen Städten bevorzugte, war in seinem Naturell begründet. Hier fand er, neben den bezauberndsten landschaftlichen Reizen, auch ein munteres und buntes Volksleben, das ihm wegen seines heitern Gepräges mehr zusagen mußte als das ernster gefärbte in Rom oder das abgeschliffnere in

Florenz. Wie ihn in Wien Graf Stephanowitsch die Schönheiten der serbischen Volkslieder kennen gelehrt hatte, so studirte er in Neapel, wie es scheint, unter Anleitung seines Freundes, des Lustspielbilders Camarino, der sich auch den Spass erlaubte, ihn als Don Augusto Prussiano aufs Theater zu bringen, die neapolitanische Volkspoesie und die Komik der Volkstheater. Auch mit dem berühmten Componisten Donizetti pflog Kopisch innigern Verkehr. Von großer Wichtigkeit wurde für ihn die Bekanntschaft mit Platen, den er in Neapel zum ersten male sah und mit dem er in einen für ihn sehr lehrreichen lebhaften Briefwechsel trat. Sein Biograph sagt:

Kopisch hat Platen's belehrendem und befruchtendem Umgange unendlich viel zu verdanken, und wie sehr er dies erkannte, gestehen die Dden genugsam ein, die er seinem Freunde gesungen. Es ist auch zu natürlich, daß der bereits geistig reife Platen, der ebenso des Gedankens wie der Form schon in vollem Maße mächtig war, für ihn ein lebendiges Vorbild der Nachahmung sein mußte. Wie bestimmend und rathend er denselben auch in seine Gedanken und Productionen eingreifen ließ, wie belehrend und rücksichtslos verweisend Platen gegen ihn verfuhr, erhellt aus Beider Briefwechsel.

Zum Beweise dieser Behauptung entnimmt der Biograph dieser Correspondenz einige Stellen, die für Platen's rigorose und oft kleinmeisterliche Anforderungen in Betreff des Versbaus sehr bezeichnend sind, aber auch für seine Offenheit und Aufrichtigkeit ein löbliches Zeugniß ablegen. Kopisch hatte ihn um eine deutsche Uebersetzung des Pindar ersucht, und Platen begleitete das Exemplar, das er ihm übersandte, mit einem Briefe, worin er gesteht, ihm die Uebersetzung nur mit schwerem Herzen geschickt zu haben,

Überzeugt, daß kein Buch in der Welt dir in diesem Augenblicke in solchem Grade verderblich sein könne. Diese wie andere Uebersetzungen, nach denen du deinen Stil gebildet hast, anstatt deutsche Dichter zu lesen, sind gerade das Gegenteil von den Originalen, ebenso steif und hart, als jene leicht und natürlich sind. So sind deine eigenen Gedichte wie Uebersetzungen gerathen, in denen man die Sprödigkeit des Ausdrucks wegen der Schönheit des Gedankens verzeiht, die eben deswegen erst nach einer langen Reflexion ansprechen können. Weit entfernt, den Pindar zu studiren, würde ich dir rathen, vorerst Gedichte oder ein längeres Gedicht in einem ganz einfachen Versmaß zu schreiben, dem du vollkommen gewachsen bist, um das eigentlich Poetische und Ursprüngliche ruhig hervortreten zu lassen. Deswegen habe ich dir auch immer gerathen, etwas Episches zu schreiben. Gewiß wäre die Belehrung der Preußen ein sehr günstiger Stoff, wenn dir jetzt nicht die Hülfsmittel dazu fehlten. Daß du aus jenen abschaulichen Uebersetzungen den Gedanken herausfinden vermagst, verdient alles Lob; aber daß du Sachen lesen kannst, die gar nicht deutsch sind, ist auf der andern Seite wieder sehr verdächtig.

Platen macht dann weiter allerlei Ausstellungen an einer Kopisch'schen Ode und Vorschläge zu Besserungen in Versbau und Ausdruck, ohne durch den ihm schmeichelfhaften Umstand, daß diese Ode eine Verherrlichung seiner selbst war, seine rücksichtslose Offenheit und Freundschaftstreue Abbruch erleiden zu lassen. Aber in der That, wenn man ungenießbare Strophen wie folgende liest:

Wie vereint zween Könige, theilend bald, bald
Sammelnd ihr Heer, gegen gemeinen Feind zum
Kampfe zieh'n: sei unser gesellter Gang bis
Tod uns emporhebt —

so muß man gestehen, daß sich Kopisch damals auf einem bedenklichen Irrweg befand, und kann begreifen, wie wehe dem musikalisch gebildeten Dhrer Platen's solche unharmonische Strophen thun mußten. Um so besser behagten Platen Kopisch's Lied von Noach und andere schalkhafte Gedichte desselben, die damals in Abschriften unter den Deutschen in Neapel circulirten. Aus dem Antwortschreiben Kopisch's theilt der Biograph leider nur eine kleine Stelle mit, in welcher Kopisch seinen verehrten Freund und Verlehrer davon in Kenntniß setzt, daß in Berlin, auf welches Platen loszuziehen doch immer geneigt war, seine „Verhängnißvolle Gabel“ weit mehr gefalle, als er selbst es glaube; es sei dort nur eine Stimme über die Form seiner Gedichte; Schleiermacher sei ein ganz besonderer Verehrer derselben. Dagegen wird auch angeführt, daß Raupach, zum dreisten Absprechen geneigt und allen Andern ein strengerer Richter als sich selbst, Platen's Verse bloße „Secundanerübungen“ genannt habe.

Noch zwei bedeutsame Momente fallen in Kopisch's Aufenthalt unter jenen gesegneten Breiten. Das eine ist die durch ihn beim Schwimmen erfolgte Entdeckung der Blauen Grotte auf Capri, welcher er selbst den Namen Grotta azurra beilegte, wenigstens für ihn auch persönlich insofern bedeutsam, daß dadurch sein Name in den Mund vieler kam und, wie dies in der Welt so geht, die Theilnahme an seinen poetischen Ergüssen durch diesen mehr zufälligen Umstand steigert wurde; das zweite die persönliche, für Kopisch später folgenreich gewordene Bekanntschaft mit dem damaligen Kronprinzen, jetzigen König von Preußen, dem er durch Vermittelung des preussischen Gesandten als Führer in der Umgegend von Neapel beigeleitet wurde. Der Biograph bemerkt:

Selten ist wol ein edler Fürst von einem geistvollen Menschen so in seinen Tugenden erkannt, mit mehr Innigkeit und wahrhaftiger Pietät verehrt und im Herzen gefeiert worden, wie der König von Kopisch; er erwartete Alles von demselben, was nur für Kunst, Literatur, Volksbildung und Wohlfahrt dem Lande gewährt werden könne; er setzte den Beginn einer neuen großen und ruhmreichen Friedenszeit des Vaterlandes mit der Thronbesteigung des Königs u. s. w.

Die zahlreichen Dden und Preisgefänge auf den König und sein Haus, welche in diesen Gesammtwerken enthalten sind, beweisen am deutlichsten, mit welcher unwandelbaren Treue der Dichter seinem Könige „bis zum letzten Hauche“ anhing.

Im Jahre 1830 kehrte Kopisch aus Italien zurück, lebte ein Jahr in Gießen und ging dann nach Berlin. Hier erhielt er 1837 den Auftrag, eine Geschichte der königlichen Schlösser und Gärten bei Potsdam zu schreiben, eine Arbeit, die ihn bis zu seinem Tode andauernd beschäftigt hat und die auf Befehl des Königs gleich nach dem Tode des Dichters in der Gropius'schen Buchhand-

lung 1854 erschienen ist. Dieses Werk halber übersiedelte sich Kopisch erst theilweise nach Potsdam, bald hier, bald dort in einem der königlichen Gärten wohnend; zuletzt gründete er in dem Gärtnerhause auf dem ehemals Vogel'schen Weinberge, welches ihm die königliche Munificenz zur Wohnung anwies, seinen eigenen Herd für sich und seine Gattin, geborene Marie von Sellin, die er am 12. Juli 1851 ehelichte. Der ihm zutheil gewordene Auftrag war mithin für ihn mit sehr vielen Annehmlichkeiten verbunden und, da man ihm dazu vollkommen Zeit ließ, auch in keiner Hinsicht drückend; dennoch klagte er in einem Briefe, den er an eine Tante richtete:

Von meinem Leben selbst kann ich Ihnen nichts Anderes schreiben, als daß es zu arbeitsam geworden. Das mir aufgehaltene Vielerlei will mich fast erdrücken. Ich bin ganz aus meiner poetischen Sphäre in die historische entrückt und erschöpfe theilweise meine Kraft in tausend Nachsuhungen und Erforschungen kleiner Umstände, aus denen sich dann das Ganze zuletzt wie ein Mosaikbild aus kleinen Stiften zusammensetzt.

Ueber seine letzten Lebensjahre lassen wir am besten seinen Biographen sprechen:

Nur zwei kurze Jahre, die glücklichsten Jahre seines Lebens, sollte dies Eheband dauern, als es sein Abscheiden löste. Wunderbar genug war dieser Abschied. Unrachtet des reinsten Glücks, das er an der Hand seiner Gattin genießt, drängt es ihn doch unruhig das Werk zu vollenden, dessenwegen er Berlin verlassen hatte; Potsdam ist ihm zu einformig geworden, er sehnt sich wieder nach Berlin zurück, mit den alten Freunden den geistigen Verkehr zu erneuen, sich gegen sie auszusprechen, von ihnen wieder einzutauschen. Endlich im Februar 1853 hat er die lang andauernde, für ihn so mühereiche Arbeit vollbracht, er hat die letzte Zeile niedergeschrieben und eilt mit seiner Lieben nach Berlin zu den Verwandten in das Haus, das ihm zum Vaterhause geworden war. Gleich sucht er die alten Freunde auf, um ihnen zu sagen, wie er mit Beginn des Frühjahrs wieder in ihren Kreis einziehen, wieder ganz der Ihrige sein werde; er theilt seine jüngsten Dichtungen mit; er ist heiterer und glücklicher denn jemals. Da nimmt ihn plötzlich am 6. Februar mitten in der Nacht ein augenblicklicher Tod sanft hinweg, ohne daß er selbst oder die Seinen die mindeste Vorahnung davon gehabt hätten.

Von Kopisch kann man mit Recht sagen, daß sanft wie sein Leben auch sein Tod gewesen. Er hatte nichts, was das Schicksal und die Menschen zum Kampf und Gegenstreit herausforderte, nichts Polemisches, nichts Oppositionelles, am wenigsten etwas Titanenhaftes in seiner Natur, er lebte und ließ leben und war mit den Dingen und Menschen zufrieden, wie er sie fand. Solche Naturen werden überall bequem gefunden, sind beliebt und gesucht; aber ein eigentlicher Fortschritt ist mit ihnen nicht möglich, so wohlthuend in unserer Zeit gegenüber den vielen bloß ironischen und höhnisch negirenden Geistern solche gemüthvolle Erscheinungen an sich auch sein mögen. Sie tragen zur Erheiterung und dadurch vielleicht indirect, wenn auch nur in schwachem Grade, zur Besserung und Vereidung des menschlichen Geschlechts bei, aber sie besitzen keine Trieb- und Stoßkraft, sie wirken nicht auf einen bestimmten schadhafsten Punkt, und ihr passives laisser-aller kann sogar in mancher Hinsicht schädlich wirken. Der Teig kann ja nicht ohne Säure geknetet, der Traubenmost nicht ohne Gährung in Wein

verwandelt werden. Das findet auch auf die Menschheit seine Anwendung. Kopisch war so conservativ, als man es nur immer verlangen kann, und huldigte, wie sich dies in einem Gedichte „Unsere Zeit“ ausspricht, einem Eudämonismus, der eines modernen Nationalökonomens würdiger erscheint als eines Dichters. Mit solchen gemüthlichen Leuten wie Kopisch läßt sich eine prächtige Geselligkeit herstellen, wenn man nur nicht immer der Finstern, dem Glücke neidischen Dämonen denken müßte, die vor den Thüren lauern. Auch Kopisch lernte diese Dämonen kennen, als sie 1848 diese ganze hübsche Geselligkeit mit ihren Toasten und Gelegenheitsgedichten auseinander sprengten; doch suchte er sich mit ihnen in seiner Weise durch ein paar Scherze auf die berliner Bürgerwehr u. s. w. abzufinden.

Noch eine andere Täuschung, die ihm wol zeigen konnte, wie es mit dieser Geselligkeit eigentlich steht, sollte ihm nicht erspart bleiben. Kopisch, der auch sonst zum Vergnügen der Leute allerlei bastelte, ein Modell der Insel Capri und der Blauen Grotte aus Stuck verfertigte, auch eine Art tragbarer und schnell heizbarer Defen erfand, Kopisch hat unendlich viel getoastet und Gelegenheitsgedichte gemacht. Wo im Kreise seiner Bekannten eine Hochzeit oder Silberne Hochzeit oder ein Geburtstag gefeiert wurde, wenn ein namhafter Künstler oder Dichter oder eine Sängerin, z. B. Jenny Lind, in Berlin fetirt wurde, wenn ein Verein, gleichgültig ob ein patriotischer, ein polytechnischer, ein Künstler- oder Gärtnerverein, sein Stiftungsfest beging, so war unser stets gefälliger Dichter auf dem Plage, um den Fröhlichen mit einem größern oder kleinern Reimspruch aufzuwarten. Der Trieb, Andern Freude zu machen und zur gesellschaftlichen Erheiterung beizutragen, hatte bei ihm fast etwas Krankhaftes, indem er in der Illusion befangen war, daß an dem gespendeten conventionellen Beifall die aufrichtige Anerkennung des poetischen Werthes seiner Toaste den größten Antheil habe. Es verhielt sich aber ganz anders. Sein Biograph sagt:

Wer leicht gibt, stumpft des Dankes Spitze ab. So ging es auch bei ihm; man begann sein Talent zu missbrauchen. Daher zog er sich, von seinen engern Freunden, die dies mehr als der Harmlose selbst wahrnahmen, davon abgerathen, so zurück, daß wegen des Widerwillens, den er dagegen faßte, in den letzten Jahren seines Lebens Gelegenheitsgedichte dieser Art fast ganz verschwanden. *)

*) Wegen der großen Zahl dieser Gelegenheitsgedichte, wie wegen ihrer leichten Form hat man sie in der Regel für Improptus gehalten, dem Dichter überhaupt ein bedeutendes Improvisationstalent angedichtet. Auch Barthel sagt von ihm in seiner „Geschichte der deutschen Nationalliteratur“, „daß er alles Aufschreiben von Gedichten nur für ein notwendiges Uebel hielt und sich auf das Improvisiren legte“. Bötticher stellt dies durchaus in Abrede; Kopisch habe vielmehr stets auch seine Fest- und Gelegenheitsgedichte ausgearbeitet und selbst nicht den kleinsten Scherz bei fröhlichen Gelegenheiten frei gesprochen, sondern jedesmal abgelesen. Er sei schwer zu bewegen gewesen, bei einer Gelegenheit, auf die er nicht vorbereitet war, aus dem Stegreif zu reden, und ihm, Bötticher, seien im Grunde nur zwei Improptus von Kopisch bekannt, welche diesen Namen wirklich verdienten. Das eine derselben machte er in einem kleinen Kreise von

Auch den Widerstand, den der philiströse Realismus in der Regel dichterischen und künstlerischen Talenten, aber meist mit dem unglücklichsten Erfolge entgegensetzt, hat Kopisch schon früh erfahren müssen. Seinem Biographen zufolge haben sein Vater und Bruder, nur dem tüchtigen bürgerlichen Treiben und kaufmännischen Schaffen zugewendet, Kopisch' Neigung zu Poesie und Kunst wenig gut geheissen und danach getrachtet, ihn auf die Realien des praktischen Lebens zu lenken, denen sie selbst sich gewidmet hatten. Das ganze Verhältniß sei, sagt der Herausgeber, in seinen Briefen genugsam angedeutet, und sie zeigten deutlich, welche Hindernisse er noch selbst in Italien, als schon sein bedeutendes Talent offenbar geworden, zu überwinden gehabt. Nur seine Mutter, die er aufs zärtlichste liebte und gegen die er in regem Briefwechsel sein ganzes Herz aufzuthun gewohnt war, erkannte und verstand sein Inneres, sodas sich auch in diesem Falle das so häufig wahrzunehmende sympathische Wechselverhältniß zwischen Poeten und ihren Müttern offenbart. Erst sehr spät fand er auch an seinem jüngsten Bruder Rudolf, einem Philologen und ebenfalls poetischen Kopfe, eine verwandte Seele. Rudolf Kopisch starb noch vor August, und eine in diese Biographie eingeflochtene alcaische Ode desselben: „Der Sonnenaufgang. An meinen Bruder August in Neapel“, zeugt von bedeutender Sprachgewandtheit und poetischer Empfindung und läßt sich sehr fließend lesen, da sie nicht an gezwungenen Constructions und Inversionen oder an einer Ueberfülle von Spondeen leidet, die im Deutschen meist so schwer und hart klingen und deren mißbräuchliche Anwendung zumeist dazu beigetragen haben mag, die Nachbildung griechischer Metra dem deutschen Dhye allmählig mißfällig und ungenießbar zu machen.

Was wir an den biographischen Mittheilungen Böttcher's hauptsächlich loben müssen, ist die Bescheidenheit, mit der sie auftreten, indem sich der Biograph ganz dem Geschilderten unterordnet und sich von allen geistreichen Phrasen, worin sonst Biographen ihr eigenes Licht leuchten zu lassen lieben, vollkommen fern hält. Aber diese biographischen Notizen sind leider trocken und dürftig und trotzdem nicht einmal wohlgeordnet, sondern ohne alles künstlerische Arrangement durcheinandergeworfen. Für diese Dürftigkeit gibt es freilich einen Entschuldigungsgrund. Böttcher hat den Briefwechsel des Dichters nicht in ausgiebiger Weise benutzen mögen, da Kopisch wiederholt sich mündlich dahin ausgesprochen, daß er vertrauliche Briefe nie der Deffentlichkeit übergeben würde und es für eine Indiscretion halte, Mittheilungen

von Freundes Hand dem Urtheil Fremder preiszugeben. Es ist dies eine Art testamentarischer Erklärung, und wir können es nur billigen, daß der Herausgeber und Biograph sie respectirt hat. Auch ist gewiß nicht zu leugnen, daß von hinterlassenen Briefschaften in unserer Zeit nur zu häufig der indiscreteste Gebrauch gemacht worden ist, und wir werden dem Herausgeber in gewissem Sinne Recht geben müssen, wenn er sich gegen solche indiscrete Mittheilungen, gegen das Hereinziehen der oft delicatesten persönlichen Bezüge in biographische Darstellungen entschieden erklärt, wenn er bemerkt:

Was der tüchtige Mann im Leben thut und wirkt, ist Zweierlei: Eines, was er sich allein und nur für sich thut, das Andere, was er außer sich und nur für die Welt thut. . . . Wer erwähnt ward, für die Welt und in der Welt geistig webend zu schaffen und herauszutreten aus den engen Schranken familiären Lebens, dessen Gedächtniß fällt allein der Geschichte geistiger Entwicklung anheim; der hat sich aber auch das Gedächtnißmal mit den Zeugnissen seines Wirkens und seiner geistigen Thätigkeit selbst gestiftet, er hat in den Gedanken, die sein Griffel bildend und dichtend verzeichnete, sein Leben mit eigener Hand niedergeschrieben. Liegen dann solche Aufzeichnungen klar verständlich vor Augen, so bedarf es auch keiner weitern Erklärung seines Gedachten und Gewollten.

Aufzeichnungen persönlicher Art, sagt der Biograph, seien zwar von Kopisch genug vorhanden, sie seien aber unter dem Siegel der engsten Vertraulichkeit von ihm selbst gegeben, sie müßten unter diesem Siegel auch ruhen bleiben. Wie gesagt, wir müssen diese respectvolle Discretion ihrem Wesen nach anerkennen. Aber der Biograph macht uns selbst begierig, etwas Näheres aus diesen versiegelten Briefschaften zu erfahren. Er sagt z. B. von den Briefen zwischen Platen und Kopisch, daß sie einen Gedankenaustausch enthalten, „der nicht nur ein helles Licht auf das persönliche Verhältniß beider Männer wirft, sondern auch den herben und schwer zugänglichen Platen von einer so hingebenden und freundlichliebenden Seite zeigt, wie sie selten in seinen Poesien oder in seinen Briefen an andere Freunde hervortritt“. Nun gerade von dieser weichern Seite möchten wir Platen kennenlernen, und gewiß enthalten seine Briefe sehr Vieles, was veröffentlicht werden konnte, ohne damit irgendwie reinpersönliches Gebiet zu berühren. Ebenso werden sich in den Briefen Kopisch's an seine Mutter ohne Zweifel eine Menge reinobjectiver Mittheilungen aus Italien finden, die mit Familienverhältnissen gar nichts zu thun haben und gegen deren Veröffentlichung, wie wir glauben annehmen zu dürfen, auch der discreteste Sinn nichts einzuwenden haben würde. Die Indiscretion hat ohne Zweifel ihre Grenzen, aber gewiß auch die Discretion.

Indeß fünf Bände Dichtungen und Aufsätze, darunter eine große Zahl Gelegenheitsgedichte, die uns Momente aus dem Leben und Treiben des Dichters unmittelbar vorführen, ferner einzelne Reifestücken aus Italien und Sicilien, die im fünften Bande enthalten sind, bilden allerdings ein sehr reichliches Material, aus dem sich ein genügendes Bild von dem Leben, Streben und Wesen des Dichters construiren läßt. Das Gebotene

Freunden bei einer Geburtstagsfeier Schelling's auf die Andeutung, daß man ein Wort von ihm erwarte. Mit dem gefüllten Glase zu dem Geseleerten herantretend habe er die — freilich ziemlich ungeschickten — Worte gesprochen:

Es lebe Philosophie, die ein Gedicht
Und dennoch keins, die Wahrheit spricht.

Verbessernd sei ihm jedoch der Philosoph ins Wort gefallen:

Es lebe Philosophie, die kein Gedicht
Und dennoch eins, die Wahrheit spricht.

ist freilich von ziemlich ungleichem Werth, und es befindet sich darunter nicht Weniges, was wol am besten der Vergessenheit anheimgefallen wäre. Auch gegen die Anordnung und Gruppierung ließe sich Manches mit Recht einwenden. Die drei ersten Bände enthalten keine Dichtungen lyrischen und lyrisch-epischen Charakters: der erste Band, außer einigen Proben aus seinen Jugendgedichten, namentlich seine unter dem Gesamttitel „Kleine Geister“ so beliebt gewordenen Neckballaden, wie wir sie nennen möchten, sodann eine ansehnliche Anzahl von Sagen, ferner vaterländische Gedichte, Lieder erotischer Gattung, Weinlieder und Trinksprüche; der zweite Band Oden und Festgesänge, Tafellieder, Gelegenheitsgedichte, abermals erotische Gedichte und Weinlieder, Gedichte geschichtlichen Charakters, Oden an Platen u. s. w.; der dritte Band lyrisch-epische Dichtungen, Balladen und Romanzen, Dithyramben und Gedichte aus Italien unter dem Titel „Südlische Erinnerungen“ und seine bekannten „Agumi“, Nachbildungen volkstümlicher Poesien aus allen Mundarten Italiens und seiner Inseln. Wir haben in diesen drei ersten Bänden nicht weniger als gegen 200 Gedichte gezählt, die nach Angabe des Herausgebers seinem Nachlaß entnommen und in diesen „Gesammelten Werken“ zum ersten mal veröffentlicht sind *); darunter zwar manche leichte, unbedeutende Waare, aber auch manche sehr hübsche Gedichte, die theils als wirkliche Bereicherung des schon so reichhaltigen deutschen Liederchatz angesehen werden dürfen, theils den speziellen Freunden und Verehrern des Dichters und seiner Dichtungsweise als trauliche Erinnerungen willkommen sein werden. Der vierte Band bringt Dramatisches und zwar zuvörderst die Tragödien „Balid“ und „Chrimhild“, die hier ebenfalls zum ersten male gedruckt sind und uns den Dichter von einer ganz neuen Seite zeigen, ferner einige aus dem Italienischen frei übersezte Stücke; der fünfte Band, außer den schon erwähnten und von uns benutzten biographischen Notizen, die Novelle „Ein Carnevalsfest auf Ischia“ und mehre italienische Reisekizzen. Wir werden also, ohne uns jedoch in eine sehr detaillirte Charakteristik einlassen zu können, Kopisch zuvörderst als lyrischen Dichter, sowol im heitern als ernsten Genre, als epischen Dichter, als dramatischen Dichter, endlich noch als Novellisten und Prosaisten zu betrachten haben, seiner Verdienste als Uebersetzer dabei nur mit wenigen Worten gedenkend.

Kritik und Publicum haben sich gewöhnt, den Schwerpunkt von dem lyrischen Talente unsers Dichters in seinen Liedern und Balladen drolliger und komischer Gattung zu finden, und es ist auch nicht zu leugnen, daß er auf diesem Gebiete am meisten neu und originell ist.

*) Ein guter Theil derselben Gedichte humoristischen Charakters, welche in diesen „Gesammelten Werken“ als nachgelassene bezeichnet sind, war uns jedoch schon bekannt und, soviel wir uns erinnern, zumest aus den münchener „Fliegenden Blättern“. Dazu gehört unter Anderm das lustige Gedicht mit der Ueberschrift: „Das war ein guter Zug!“, welches auch in Ignaz Hub's Balladenammlung, doch mit dem Titel „Der wackere Trinker“, abgedruckt ist.

Ueberhaupt möchten wir kaum ansetzen zu behaupten, daß der alte deutsche Humor, der Schalksbernst, ungeachtet so mancher schwachen Versuche, bis auf die neueste Zeit seine Entwicklungsfähigkeit bewährt und sogar eine vielseitigere Gestaltungskraft an den Tag gelegt hat, als die ernstere Dichtung, die, so Schönes sie im Einzelnen auch leistet, doch wesentlich neue Formen nicht in gleichem Maße herausgebildet und sie dann zumest fremden Muffern nachgebildet hat. Wenn trotzdem dieses stete, aber stille Fortwirken des Humors weniger beachtet wird, so liegt dies einfach daran, daß Kritiken und Literaturgeschichten in Deutschland meist von sehr gravitätischen Leuten geschrieben werden, die für den Humor, außer wenn er in der Form literarischer Polemik, wie in den „Ferien“, auftritt, kein Verständniß und keine Empfänglichkeit haben. Was Kopisch betrifft, so hat dieser unter Anderm auch den deutschen Wein humor wieder in seine Rechte eingefest. Dies geschah zuerst in seinem vielgelungenen Liebes „Historie von Noah“, das unsers Wissens zuerst im „Gesellschafter“ erschien, überhaupt wol das erste gedruckte Gedicht von Kopisch war und sofort großen Beifall fand. Dieses so einfache, aber durch seinen naiven, alterthümlich-schalkhaften Ton ergötliche Lied machte eigentlich Kopisch's Glück. Aber noch bis in seine späteren Tage ist er nicht müde geworden, den Trinkerhumor zu cultiviren; dies beweist der Cylus „Weinlieder“ im ersten Bande seiner „Gesammelten Werke“, unter denen das bekannte „Est, est, est!“, „Die Perlen im Champagner“ und „Coeur-König“ hervorzuheben sind, und auch der zweite Band enthält einen Cylus ähnlicher Lieder unter dem Titel „Wein humor“, aus Gedichten bestehend, die unsers Erinnerns zum Theil in den „Fliegenden Blättern“ erschienen, hier aber wol zum ersten mal als Cylus abgedruckt sind. Wer erinnert sich nicht aus der Trinklage „Satan und der schlesische Jecher“ des verzweifelten Ausspruchs des Teufels:

Doch mehr zu trinken solch sauern Wein,
Wüßt ich ein gebor'ner Schlesier sein!

Seine Neigung, jeden augenblicklichen, auch noch so trivialen Einfall in Reime zu kleiden, läßt Kopisch freilich sehr oft auch auf diesem Gebiete gewöhnlich, fast läppisch erscheinen, wie das Lied „Die französische liberté“ beweist, dessen Schlußstrophen lauten:

Doch muß denn jußt gehau'n sein,
In Menschen-Fleisch und Wein?
Haut lieber in Käse und Schinken
Und laßt uns fröhlich sein!

Und schickt uns eure Weine
De première qualité,
Und laßt uns ungeschoren
Mit eurer liberté!

Läse ein Ausländer diese Reimzeilen, vorausgesetzt daß er Deutsch verstände, so würde er ganz ohne Zweifel sagen: ein erbärmliches Volk; dieses deutsche, welches keinen höhern Lebenszweck kennt, als in „Käse und Schinken“ (nebst „Sauertraut“, womit uns die Franzo-

sen so oft verspotten) einzuhaufen und den Import von Weinen de première qualité dem Import der liberté vorzuziehen. Im Kreise von Bechgenossen, welche dem von Goethe sicherlich ironisch gemeinten Grundsatz huldigen, daß der Deutsche zwar den Franzmann nicht leiden möge, aber seine Weine gern habe, mag sich ein solcher Einfall gelegentlich ganz gut ausnehmen, aber gedruckt und als literarisches Denkmal macht er sich gewiß sehr übel.

Ganz originell und eigenthümlich ist Kopisch in seinen bekannten Schwänken, namentlich insofern sie es mit dem Treiben der kleinen posselichen Neckeister zu thun haben. Etwas dem Gleiches hat wol keine andere Literatur aufzuweisen. Ueber diese früher unter dem Titel „Allerlei Geister“ erschienene, in den „Gesammelten Werken“ in „Kleine Geister“ umgetaufte Gruppe von Gedichten sagte der verstorbene Barthel in seiner „Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ sehr richtig:

Ueberall eine plauderhafte Behendigkeit der Sprache, große Unbefangenheit in Reim und Versbau und hier und da Manches, das sich schon beim Lesen einer fröhlichstündelnden Melodie nähert. In einem Stück aber, und dazu veranlaßte ihn die Darstellung der kleinen Naturgeister, ist er vor allem Meister, nämlich in der treffenden Nachahmung der Naturtöne, indem er in seinen Zwergsagenstoffen dadurch gleichsam so zu malen weiß, daß wir glauben, das kleine lustige Volk trübtele und trabbete da unsichtbar vor uns, und wir hörten es wispern und pispern.

Indes kann man nicht leugnen, daß Kopisch von dem untergeordneten Kunstmittel der Onomatopöie nicht selten einen zu ausgedehnten Gebrauch machte, ungewarnt durch den Tadel, den unsere ersten Kunstrichter deshalb dem Dichter Bürger gemacht haben, der darin doch unvergleichlich mäßiger war als Kopisch. Nehmen wir z. B. das komische Gedicht „Der Hezenritt“, wo es von folgenden Naturlauten wimmelt: „Höh hoh, heh heh! Das hih, heh, heh!“ „Piff, paff, ho, heh! Kumm, bumm, weh, weh!“ „Schwirr, pirr!“ „Blau!“ „Wapp wupp, wupp wupp, tipp tapp, tipp tapp! Klitsch klatsch, klitsch klatsch, klipp klapp, klipp klapp!“ u. s. w. In dem Märchen „Der Klopfer“ begegnen wir folgenden onomatopöischen Lauten: „Klapp!“ „Schwapp!“ „Schirr, pirr!“ „Verblind!“ „Fusch!“ „Lapp!“ „Stipp!“ „Pusch!“ „Schurr, schurr!“ „Kuckuck!“ Hieran mag es genug sein, obschon man dieses Register noch sehr ansehnlich vermehren könnte. Daß diese Häufung onomatopöischer Klangmittel durchaus nicht wesentlich zur Verstärkung des beabsichtigten komischen Effects beiträgt, beweisen andere Märchen, in denen sie fehlen, ohne daß die drollige Wirkung dadurch irgend Schaden litte.

Diesen in gewisser Hinsicht als eine gesunde Reaction gegen die sputhafte Schauerromantik, die in der deutschen Balladenpoesie sonst eine so große Rolle spielt, zu betrachtenden drolligen Märchen reihen sich aufs würdigste noch eine gute Anzahl von Schalksgedichten an, in denen der Dichter eulenspiegelartige und Schindbürgerliche deutsche Volkswitze mit großem Glück verarbeitet hat. Wo er sie alle herbekommen haben mag, ist schwer zu sagen,

aber wir haben Grund zu vermuthen, daß nur wenige derselben von eigener Erfindung, daß sie vielmehr mit gewiß nur äußerst wenigen Ausnahmen dem Volksmunde, dem Bauern- und Soldatenwize entlehnt sind. Auch begegnet man darunter manchen alten Bekannten. Der Werth der schnurrigen und immer echtvolkstümlichen Behandlung wird dadurch jedoch keineswegs beeinträchtigt, und außerdem müssen wir dem Dichter noch dafür dankbar sein, daß er uns so viele ergözzliche Proben echten deutschen Volkshumors in ansprechender Form zugänglich gemacht und gewissermaßen für künftige Zeiten conservirt hat. Tiefere Tendenzen und eine energische Satire, die sich auch an höhere Gegenstände wagte, sind nicht Kopisch's Sache; aber wol verspottete er mit gemüthlicher Schalkhaftigkeit alle Sorten von Pedanterie, namentlich die gelehrte, schulmeisterliche und theologische, die Wichtigthuerei, besonders die bürgermeisterliche, und die kleinen Lächerlichkeiten der deutschen Philisterwelt; so die Neigung zur Faulenzerei in einem seiner originellsten Gedichte, „Die Heinzelmännchen“ *), die selbst unter sehr wenig vorgeschrittenen und sehr bornirten Leuten oft als Epidemie umgehende Furcht vor dem Rückschritt der Zeit in „Der große Krebs im Mohrinersee“, die weibliche Eitelkeit in „Der Kirchturm in Reitum“, die Pedanterien der Minister und Hofgelehrten in „Coeur-König“ und „Die Perlen im Champagner“, die Bagerndummheit in „Das grüne Thier und der Naturkennner“. Die Thadener hielten und haken sich nämlich für sehr wichtige Leute, als sie aber zum ersten male einen grünen Frosch sahen, erschrakten sie und wußten nicht, was das für ein Ungethüm sei. Da erklärte ihnen der Schulz des Dorfs, das Thier komme aus dem grünen Wald und so müsse es natürlich auch grün sein:

So grüne; denn es lebt darin von eitel grünem Laube;
Und — wena es nicht ein Hirschbock ist — ist's eine Turteltaube!

Da hub der Hauf
Den Schulz mit Schultern auf,
Sie riefen: Das ist unser Mann,
Der jeglich Ding erklären kann,
Er kennt und nennt es fest und Kühn,
Kein' Creatur ist ihm zu grün,
Zu grüne, zu grüne.

*) Paul de Lacour hat in seinem „Bouquet de Lieder“ von diesem jedenfalls sehr schwer französisch wiederzugebenden Märchen eine rhythmische Nachbildung und zwar im Metrum des Originals gewagt, von der wir die erste Straphe als eine vielleicht Manchem interessante Probe hier mittheilen:

A Cologne, dans le vieux temps,
La Bella-donne était comode;
Le gars paresseux sur son banc
Pouvait dormir selon sa mode.
Autour de minuit
Approchait, sans bruit,
La donna qui rôdait
Et élaquait et grondait,
Et serrait,
Et tirait,
Et sautait, et trottait,
Et lavait, et portait . . .
Et quand le gars levait la tête . . .
La tâche de son jour — était parfaite.

Ober Hans Jochem kriegt Heimweh nach dem Hans-Jochem-Winkel (einer Gegend der Mark, wo alle Leute Hans Jochem heißen, weil er sich in dem fremden Dorfe die vielen „ausländischen Namen“ Schmidt, Müller, Schulze, Meier und Krause nicht merken kann, oder der Bauer Hans am Gollenberg zieht, wie uns ein nachgelassenes Gedicht von Kopisch erzählt, weit, weit in die Ferne, um an einem heiligen Orte seine Sünden wegzubeten, und er kommt nach San-Jago di Compostella und betet dort viele Hundert Ave und Paternoster, ohne sein Gewissen beschwichtigen zu können. Da fragt er die Mönche, die dem frommen Peter mit Verwunderung zuschauen, ob sie ihm keinen Ort nennen könnten, der drei mal mehr begnade als dieser, wo er kniee. Darauf die Mönche:

Bruder,
Wir könnten keinen nennen,
Es sei denn die Kapelle
Am Gollenberg bei Züterbog;
Doch wo der liegt, weiß Keiner,
Wol Keiner in Hispanien.
Ach, sagte da der Bauer,
Und schlug sich an die Stirne:
Ich weiß wohl, wo der liegt!
Ich bin ja her vom Gollenberg.
Ich ärgster aller Thoren,
Der ich mein Heil nicht kannte,
Und hatt' es doch so nah!

Man sieht, die Kopisch'sche Satire war eine sehr harmlose und wenig staatsgefährliche, und wenn er auch einmal irgendeinen Minister eines anonymen Hofes hernimmt, so geschieht dies darum, weil der Herr Minister, „der Trappilister“, den Wein zollfrei ins Land zu lassen sich weigert. Sehr viele dieser Schwänke, auch einige der oben genannten, tragen deutlich das Gepräge von Localschwänken, wie man sie sich im Volke erzählt, und nichts ist ergöglicher als jene „Histörchen“, womit der Dichter sich die Fockbecker, Risdorfer, Gabler, Büsumern, Romöer und Hoßdrupper auf der Bierbank unterhalten läßt:

Wir sitzen zusammen auf lustiger Bank,
Erzähle drum Jeder einen Schwank,
Vielleicht von dummem Volk etwas,
Das macht uns Klugen am meisten Spaß.
Wer ausgetrunken hat, fängt an! —
Das trifft mich selber, — nun wohl an!

Die Fockbecker — es ist doch kein Fockbecker am Tisch? —
„Nein, noch ist er draußen, erzählt' er nur frisch!“

Der Mann erzählt also eine drollige Geschichte von den Fockbeckern, und als er auserzählt, tritt ein Fockbecker ein, wird freundlichst willkommen geheißt und unterhält die Gesellschaft mit einer womöglich noch größern Dummheit, welche die Risdorfer begangen haben, und so der Reihe nach. Die originellste darunter ist wol die von den Büsumern. Neun derselben badeten einmal im Meer, und da gerade die Wellen etwas hoch gingen, wurde sämtlichen Büsumern angst, daß einer von ihnen ertrunken sein könne. Jeder zählte nun seine Genossen, kam aber immer nur bis acht, da jeder aus Bescheidenheit sich selbst mitzuzählen vergaß. Hiernach

davon überzeugt, daß einer fehle, schwammen sie bestürzt ans Land und klagten einem gerade dort stehenden Fremden ihre Noth, daß einer von ihnen ertrunken sein müsse. Sie fingen wieder an zu zählen und kamen immer nur bis acht. Da sprach der Fremde:

„Bescheidenheit
Führt euch, ihr guten Leute, zu weit;
Stech' Jeder die Ras' in den Sand einmal
Und zähle die Lupsen, so habt ihr die Zahl.“
Sie folgten dem Fremden — da zählten sie — neun!
Und luden vor Freud' ihn zum Frühstück ein.

Unter den Balladen erster Gattung, worunter auch manche aus der deutschen und namentlich preußischen Geschichte, befindet sich ohne Zweifel vieles Gute und einzelne derselben, wie die zarte Romanze „Klage der irischen Jungfrauen um die schöne Seinin“, „Selimer“, „Das Regerschiff“, namentlich die vortreffliche, gedrungene kernige „Der Trompeter“ u. s. w., haben mit Recht ihren wohlverdienten Platz in Anthologien erhalten. Aber Kopisch ließ sich hier wie auch nicht selten auf komischem Gebiete die Stoffe zu leicht anfliegen; was ihm unter die Hand kam, brachte er sofort auch in Reime, und so hat er auch sehr viele höchst unbedeutende Stoffe und allgemöhnlichste Anekdoten verarbeitet, aus denen auch der größte Dichter nicht im Stande gewesen sein würde, etwas Gescheites zu machen. Diese Leichtigkeit des Reimens erscheint natürlich im ersten Genre fehlerhafter und schädlicher als im Komischen, welches seinem Wesen nach eher eine leichte Behandlung verträgt. Wird aus einem unbedeutenden komischen Stoffe keine gute Ballade, so wird daraus doch vielleicht ein gutes Epigramm mit hübscher Pointe. In einer nachgelassenen Ballade: „Der Reiter auf grauem Roß“, übernahm es Kopisch sogar, mit Bürger's „Lenore“ zu concurriren. Er spricht sich über diese Ballade in einem Briefe an eine Tante in folgenden Worten aus:

Sie werden bald erkennen, daß hier der Stoff zu der Bürger'schen „Lenore“ zugrunde liegt. Bürger hat indeß das rührende Motiv der uralten Volksfage, welches in dem Refrain „Wie soll mir graun, ich bin bei dir“ liegt, ganz übersehen und es ist bei ihm gewissermaßen alle Liebe heraus. Mir schien demnach der Stoff einer neuen Bearbeitung werth, wobei ich mich möglichst genau an die über tausendjährige Volksfage gehalten. Ich habe jetzt überhaupt sehr viel aus diesem tiefen Brunnen (der Volkspoesie) geschöpft u. s. w.

Die nur vierstrophige Kopisch'sche Ballade (III, 142), die in einer ersten, gelegentlich in der Biographie mitgetheilten Bearbeitung sogar nur drei Strophen hatte, concentrirt sich in folgendem Schluß:

Da wehlt's entgegen kalt wie Eis:
Margrethe wird wie Schneel so weiß.
Die Erde weicht hinein,
Wegflieht des Lichtes Schein.
„Margrethe, graut dir nicht?“
Da hangt sie stumm an seinem Mund,
Und über ihnen schließt der Grund.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Schluß der alten Bürger'schen Ballade etwas Unbefriedigendes, Zopfiges hat; die moralische Nuzanwendung war ein Zugeständniß an seine Zeit, um ihr ein sonst so ganz außerge-

wöhnliches Product überhaupt annehmbar zu machen, und gewiß wird sich Bürger über die unpoetische Wendung am Schluß vollkommen ebenso klar gewesen sein, als dies der spätere Kopisch, das Kind unsers Jahrhunderts, war. Aber die Bürger'sche Ballade mit ihrer ephemerischen Durchführung und ihrer unvergleichlich großartigen Malerei kann uns der Kopisch'sche, flüchtig skizzierte, ziemlich nüchterne Entwurf (denn mehr als Entwurf ist diese neueste Bearbeitung der Sage nicht) trotzdem nicht ersetzen oder gar vergessen machen. Die Kopisch'sche Variation der Sage ist richtig und verständlich gefühlt, aber von dem leidenschaftlichen Pathos und dem hinreißenden Schwunge der Bürger'schen Ballade ist bei ihr nicht entfernt die Rede. Es ist überhaupt immer gewagt und meist nutzlose Arbeit, selbst wenn man im Einzelnen eine Verbesserung anbringen sollte, mit einem anerkannten Meisterwerk eines berühmten Dichters in die Schranken treten zu wollen.

Am natürlichsten schließen wir hier wol die Abtheilung „Episches“ im dritten Bande an, zumal da sie einzelne Stücke wie „Selimer“, „Aquila“, „Alboin vor Ticinum“ u. s. w. enthält, welche mit ebendenselben Rechten unter den „Balladen und Romanzen“ einen Platz finden konnten, während die Aufnahme einer Gelegenheitsdichtung „zu den Darstellungen des Berliner Kunstvereins am fünfundzwanzigjährigen Stiftungsfeste desselben“ in diese Rubrik gänzlich unbegreiflich ist. Jedemfalls finden sich aber in dieser Abtheilung einige der schönsten von den ernstesten Erzeugnissen des Dichters, zu denen wir besonders diejenigen rechnen, welche im Geist und Verstand der serbischen Epen gehalten sind, darunter „Die entlassenen Gefangenen“, „Kogneba Gorislawa“, „Bonnact, Khan der Polowzer“, „Der Palast Matwejew's“, „Psaumis und Puras“, besonders „Bonse der Samaita“, nur ein Bruchstück eines unvollendet gebliebenen größeren Ganzen. Diese Stücke beweisen, wie sehr sich Kopisch in den Geist der serbischen Epik eingelebt hatte. Auch das etwas bequeme und zu breiter Ausmalung sich eignende Vermaß sagte der Kopisch'schen Weise besonders zu. Ferner begegnen wir in dieser Abtheilung einigen Bruchstücken aus unvollendet gebliebenen Epen: „Die Normannen in Sicilien“ und „Der Longobardenzug“. Das Fragment aus dem letztern: „Lamissio's Kampf mit der Amazonenkönigin“, außer welchem sich nichts weiter vorfand, stammt aus dem Nachlaß des Dichters. Nicht ohne eine gewisse Größe ist die zu epischer Breite ausgespannene Strandsage „Garrhövens Jörn“, und überhaupt wird man die meisten der in dieser Abtheilung vereinigten Poesien als gehaltvolle bezeichnen dürfen, obschon die Einkleidung nicht selten hinter der Conception zurückbleibt. Wie matt, matter und farblos als irgendeine bloß chronistische Erzählung sein könnte, ist z. B. die historische Ballade „Aquila“ mit dem Anfang:

Aquila, Aquila wurde viel berannt
Von den Hunnen im Sturme: doch Aquila stand.
Da wurden die Hunnen endlich sturmmüde und wollten fort;
Doch Attila, ihr König, ritt um die Mauern dort.
1857. 22

Nicht minder prosaisch lautet der Schluß:

Die Hunnen konnten nicht segeln, da blüht' empor die Stadt,
Die legt den Namen Venedig und Ruhm und Ehren hat.

Ueberhaupt kann man sagen, daß unter den ernstesten Balladen die volksthümlich sagenhaften dem Dichter unvergleichlich besser gelungen sind als die reinhistorischen.

In dieser Gruppe begegnen wir auch dem letzten, am 20. Januar 1853 verfaßten lyrischen Erzeugniß des Dichters: „Hermann der Cheruskler“, in welchem er den Cherusklerfürsten vor seinem Tode die nur zu buchstäblich eingetretene Prophezeiung aussprechen läßt, daß, des Sieges Frucht verderbend, durch ungemessene Zeiten im deutschen Lande Reid und Streit forterben würden. In dieser Anschauung erhob sich, seine Ansicht dem sterbenden Armin in den Mund legend, wenige Wochen vor seinem eigenen Tode August Kopisch, der bis dahin den allgemein deutschen Angelegenheiten weder in Jörn noch in Liebe viel gedacht und mehr das Sonderinteresse, den Ruhm und die Ehre Preußens und der Hohenzollern im Auge gehabt hatte.

Die etwas flachen erotischen Spielereien, die Dithyramben im Pindar'schen Stile und die Versuche im aufgestellten Tone der antiken Ode können hier füglich übergangen werden. Seinem deutsch-volksthümlichen Gemüth paßte der deutsche schlichte Hausrod viel besser als dies erborgte antike Prachtgewand; Kopisch hatte einen einfachen, zur Schalkheit neigenden, gesunden Verstand, aber er war kein ideenreicher Dichter, und wenn er sich anstrengt, tiefe und erhabene Gedanken zu geben, so finden wir uns leicht in einen Wortschwall verstrickt, der uns klingend, aber ziemlich inhaltsleer ins Ohr tönt. Auch seiner Reiseskizzen aus Süditalien und seiner Uebersetzungen aus dem Italienischen brauchen wir wol nur flüchtig zu gedenken. Jene, im letzten Bande enthalten, bestehen aus einer Novelle: „Ein Carnevalsfest auf Ischia“, die zuerst im „Deutschen Taschenbuch“ mitgetheilt wurde und mehr durch Heiterkeit als durch Tiefe des Colorits anspricht, aus einer Schilderung der Blauen Grotte und ihrer Entdeckung, die man fast als die letzte geographische Entdeckung auf europäischem Territorium ansehen könnte, aus einer frischen und lebendigen Beschreibung einer Besteigung des Aetna u. s. w. Unter den Uebersetzungen aus dem Italienischen sind namentlich die bekannten „Agrumi“ dankenswerth, obschon er in diesen rhythmischen Bearbeitungen italienischer Volkslieder den Schmelz und den Wohlklang nicht erreicht hat, durch welche z. B. die Gregorovius'schen Uebersetzungen der Lieder Meli's sich so vortheilhaft auszeichnen. In der Uebergabe des rein Komischen, Lustigen und Ueberlustigen ist er jedoch sehr glücklich, und auch in der dem Neapolitanischen frei nachgeahmten Komödie „Die Dame Gärtnerin“ scheinen uns die ergötzlichen Späße und Lazzi des Pulcinella am meisten und ganz vortrefflich gelungen zu sein.

Eine wirkliche Ueberraschung bereiteten uns aber die hier zuerst abgedruckten Trauerspiele „Balib“ und „Grimhild“. Dem erstern liegt zwar ein Stoff zugrunde, der

sich mehr für novellistische als dramatische Behandlung eignet und der hier außerdem in die ungebührliche Länge von fünf Acten ausgezerrt ist, aber die spannenden Momente, zu denen er Anlaß gibt, sind geschickt hervorgehoben, und die Sprache, wenn sie sich auch zuweilen in ermüdende Breite verliert, hat eine gewisse Rundung und Festigkeit und stellenweise erhebt sie sich zu einem nicht unbeträchtlichen Pathos. Die Dichtung ist sichtbar mit großem Fleiße gefeilt, wiewol man sagen muß, daß diese Feile doch an einen im Ganzen dramatisch undankbaren Stoff verschwendet ist. Dagegen hat die Tragödie „Chrimhild“ wirklich großartige Züge. Das freilich sehr materielle Reckenhum der burgundischen Helden ist zu mächtigen Gestaltungen ausgeprägt, und mit großem Antheil verfolgt man den verzweifelten Kampf der Burgunden gegen die Ueberzahl der Hunnen, bis Hagen und Günther allein noch übrig sind und endlich auch überwältigt werden. Ramentlich ist Hagen's wilder Trost, der sich immer nur in wenigen höhnischen Worten und noch mehr in Hieb und Schlag Luft macht, sehr wirksam gezeichnet. Auch Ezel, obgleich er zu viele Worte macht, kann man gelten lassen; dagegen sind Dietrich und Hildegar ziemlich schwach gezeichnet und Chrimhild scheint uns ganz mißrathen und ohne alle moralische Größe und Würde zu sein. Die Gemeinheit, womit sie zuletzt ihrem Bruder Günther Leben und Freiheit gegen Auslieferung des Nibelungenschazes anbietet, und die Feigheit und Niedrigkeit, womit sie den an allen Gliedern schwer gefesselten und dadurch wehrlos gemachten Hagen meuchelmörderisch umbringt, müssen ihr auch den letzten Rest unsers moralischen Antheils entziehen. Die Leichenpredigt, die ihr Ezel hält:

Ihr Ihun war voller Weisheit, Lieblichkeit ihr Scherz,
Erquickung ihrer Stimme süßer Laut, ihr Blick
Ein Strahl der Freude Allen, Herrlichkeit ihr Gang —

Kann daher auf den Leser auch nur einen widrigen Eindruck machen, wie jeder Leichenserman, in dem an einem Verstorbenen Eigenschaften gefeiert werden, von denen wir in seinem Thun und Handeln nur das Gegenheil wahrgenommen haben. Ueberhaupt schleppt die Tragödie den letzten Act wie einen lahmen Fuß hinter sich her — ein Fehler, den sie übrigens wol mit der Mehrzahl der deutschen Tragödien theilt. Die Deutschen nehmen auch auf andern Gebieten sehr häufig die glücklichsten Anläufe, aber sie wissen zu keinem Ende und Ziele zu kommen, das diese kräftigen und vielversprechenden Anläufe und Vorbereitungen würdig abschließen.

Noch müssen wir auf die sehr zahlreichen Gelegenheitspoesien des Dichters einen Blick werfen, die hier der Mehrzahl nach wol zum ersten mal abgedruckt sind und eine dem Dichter so wesentliche gemüthliche Seite ans Licht stellen, daß man sie nicht gut ganz übergehen kann. Der Trieb zur Geselligkeit und geselligen Erheiterung durch allerlei gemüthlichen, harmlosen Scherz ist schwerlich bei irgendeinem deutschen Volksstamme so ausgebildet als bei den Schlesiern. Auch Holtei, bei dem ebenfalls die Gelegenheitspoesie eine so bedeutende Rolle spielt, ist wie

Kopisch ein geborener Schlesier. Gewiß werden wir für die hier mitgetheilten Gedichte, die Kopisch bei festlichen Gelegenheiten an Thormaldsen, Cornelius, Schinkel, Rauch, Lieck, Schelling u. A. richtete, dankbar sein dürfen, obgleich es uns beim besten Willen nicht möglich ist, in die vom Herausgeber der Kopisch'schen Werke ausgesprochene Uebersetzung einzustimmen, „daß diese Dichtungen in Sprache wie in Gedanken überhaupt auf der Höhe der Poesie aller Zeiten stehen, daß sie, Platen ausgenommen, von keinem der neuern Dichter erreicht sind“ u. s. w. „Auf der Höhe aller Zeiten!“ Der Herausgeber hat wol schwerlich überlegt, welch ein maßloses, die Kritik erst recht herausforderndes Lob er damit ausgesprochen hat. Wir müssen gestehen, daß uns für unsere Person die mehr heitern und oft einen sehr sinnigen Gedanken in schalkhafte Formen kleidenden Festgedichte viel mehr angesprochen haben, z. B. das beim zehnten Stiftungsfest des Künstlervereins (1835) gesungene Lied, und darin besonders folgende Strophen:

Kunst ist ein Mägdlein,
Das den Verliebten neckt
Und sich gar schlau und fein
Oftmals verdeckt.
Doch wir verfolgen sie, collegiales,
Post multa saecula pocula nulla!

Sculptor, dein Bild, es steckt
Längst schon im Marmelstein:
Hau' nur was drum ist weg,
Fertig wird's sein.

Baut und baut, eßt und trinkt, collegiales etc.

Wozu aber dem Andenken der Nachwelt so zahllose Trinksprüche bei Privathochzeiten, Privatgeburtstagen und andern Familienfestlichkeiten aufbewahren? Die hofrätzlich Peide'sche Familie mag sich zwar gar sehr über den „Loast zum 24. November 1841“ gefreut haben mit dem Anfange:

Hoch laßt das volle Glas uns heben:
Unser Hofrath Peide soll leben!
Ihm scheint die Sonne zur Rechten und Linken,
Er soll essen, singen, trinken und nicht hinken!
Er fühle weder Haupt noch Leib noch Fuß,
Es bekomme ihm Rauchfleisch wie Ruch u. s. w.

aber dergleichen Reimerelen, mögen sie ihren Zweck an Ort und Stelle auch noch so gut erfüllt haben, gehören doch gewiß nicht vor die Oeffentlichkeit, nicht vor das Forum der Nation. Wir treffen hier auch auf ein politisches Gelegenheitsgedicht: „Preussienlied zum deutschen Hurrah am 6. August 1848“, worin sich Kopisch gegen den von Frankfurt aus vorgeschriebenen, dem Reichsverweser zu leistenden Hulbigungseid erklärt und dann schließt:

Ihr Agnibelbefehler,
Frankfurter, abgedüß!
Man wirft nicht fort den Schemel,
Eh' man den Stuhl besitzt.

Ansprechender ist ein harmloser Scherz: „Die Gefahr der Stadt. 1848“, indem der Dichter findet, daß es in Berlin bei Licht besehen weiter nichts Gefährliches gebe, „als höchstens nur die Bürgerwehr“. Soviel zum Beweise, daß auch dieser lebenswürdige Dichter eine Art

politischen Standpunkt hatte, obgleich er gewiß am liebsten in einem Utopien ohne alle politische Standpunkte gelebt und gesungen hätte, in einem weintrinkenden und fort und fort toastenden poetischen Schlaraffenlande mit dem „Coeur-König“ und seinem lustigen Rath an der Spitze.

Hermann Wargroff.
